

**Unverkäufliche Leseprobe**



**Bernd Schneidmüller**  
**Grenzerfahrung und monarchische**  
**Ordnung**

Europa 1200 – 1500

304 Seiten, Paperback  
ISBN: 978-3-406-61357-9

## I) Europa um 1200

### Europa – Ein Wort macht noch keine Geschichte

**/e/**uropa war im späten Mittelalter weder ein präzise begrenzter geographischer Raum noch ein politisches Wertemodell. Wie allen großen Ordnungsbegriffen wurden dem Begriff Europa von jenen, die ihn überhaupt benutzten, ganz unterschiedliche Bedeutungen gegeben. So blieb das Wort ein Konstrukt, das für unterschiedliche Zwecke benutzt werden konnte. Eine solche Unschärfe braucht man nicht zu bedauern, denn wenn ein Grundbegriff in den Kulturwissenschaften präzise definiert wird, so steht er nur noch in dieser Gebrauchsform zur Verfügung. Erfolgreich aber sind solche Bezeichnungen, die im historischen und kulturellen Wandel immer neu aufgeladen werden können. Darum steht am Anfang dieses Buchs keine Definition, was Europa im späten Mittelalter genau meint. Leitlinie der Darstellung ist vielmehr die Überzeugung, dass der Europabegriff beständig changierenden Konzepten folgte und immer noch folgt. Das gilt für das terminologische Neben- und Nacheinander im Mittelalter sowie für den Bedeutungswandel über die Jahrhunderte hinweg.

Unser Interesse an Geschichte resultiert aus Erfahrungen der Gegenwart, die in den Entwurf von Vergangenheiten einfließen. Das gilt vor allem für die Ordnung von Geschichte und für die Bevorzugung einzelner Traditionsstränge. Wäre Europa im 13. Jh. in die mongolische, im 15./16. Jh. in die osmanische Großreichsbildung einbezogen worden, so würde man heute keine Bücher über europäische Geschichte schreiben. Die «Entdeckung» der Welt durch europäische Reisende, die Ausbreitung der europäischen Reiche über die Kontinente, der damit einhergehende Export «eu-

ropäischer» Normen, Werte und Deutungsmuster, die zeitweilige Beherrschung weiter Teile der Welt und die moderne Entwicklung einer europäischen Gemeinschaft mit ihren wechselnden, nicht selten historisch begründeten Ein- und Ausgrenzungen – all das weckt die Lust an der Rekonstruktion historischer Grundlegungen und dem Aufspüren von Voraussetzungen.

Die Linearität eines geradlinigen Geschichtsverlaufs von der Vergangenheit zur Gegenwart wird heute zu Recht bestritten. Vielleicht schufen gar erst die Historiker die Kausalitäten in der Geschichte? Vielleicht strangulierten ihre Begriffe und Modelle die Vergangenheit so, dass sich erst daraus ein klarer Fluss der Zeit vom Gestern zum Heute bildete? Die postkolonialen Studien fordern, kulturelle Ordnungsmuster der westlichen Welt zu hinterfragen und Europa zu «provinzialisieren». Darum sind die Andersartigkeiten, die Asymmetrien, die Seitenwege, die Umkehrungen, die Zufälle wie die Sprünge frisch zu entdecken. So erwächst ein neuer Respekt vor der Geschichte. Sie wird nicht mehr nur als Voraussetzung für die Folgezeit aus dieser heraus erklärt, sondern in ihrer eigenen Würde akzeptiert.

Die Geschichtsschreibung will sich vom Nutzen der Vergangenheit für die Gegenwart gewiss nicht befreien, weil historisches Interesse nicht zeitlos vorhanden ist. Die Begegnung mit dem spätmittelalterlichen Europa vollzieht sich heute aber nicht mehr allein aus der Absicht, Voraussetzungen für und Unterschiede zum Europa des 21. Jhs. zu ergünden. Erkenntnisleitend ist jetzt der Wunsch, Andersartigkeiten zu entdecken und allzu glatte Linearitäten wie Kausalitäten zu zerschneiden, schließlich der Verzicht, eine ganze Epoche zu homogenisieren.

Europa – das bedeutete im Spätmittelalter kein einheitliches Konzept von Politik, Kultur oder Religion. Selbst die Vorstellung, welcher Raum mit Europa gemeint sei, variierte durchaus. Viele Entwürfe unterschieden oder verschränkten sich. Als wie auch immer geartete Leitidee taugte der Europa-Begriff für die Zeitgenossen nicht. Fragt man nach dem Gehalt des Worts Europa in den Pergamenten und Papieren von 1200 bis 1500, so trifft man zwar nicht auf

eine leere Menge, bemerkt aber eine ziemlich überschaubare Verwendung. Konkretisiert wurde Europa von nur ganz wenigen prominenten Autoren erst im ausgehenden Mittelalter. Man zitiert die seltenen Belege heute so oft, weil sie für die Konstitution einer europäischen Schicksalsgemeinschaft nach dem Zweiten Weltkrieg dienlich erschienen. Demgegenüber wiesen die weitaus meisten spätmittelalterlichen Verwendungen des Wortes Europa eher zurück – zurück auf Mythen oder gelehrte Definitionen aus der Antike und dem beginnenden Mittelalter.

Selbst die geographische Grenzziehung war lediglich in drei Himmelsrichtungen gesichert. Im Süden grenzte das Mittelmeer Europa von Afrika ab, im Westen bildete der Atlantik das «Ende der Erde» (*finis terrae*). Skandinavien zählte seit seiner Christianisierung, die im 9. Jh. einsetzte, sicher zu Europa; frühere Ethnographen hatten die Goten noch aus Skandinavien nach Europa kommen lassen. Fortan stieß der Kontinent im Norden an das «ewig gefrorene Meer» (Isidor von Sevilla).

Undeutlich blieb jedoch die Vorstellung von der Ostgrenze. Auf modernen Weltkarten erscheint Europa als Anhängsel des großen asiatischen Kontinents. Eine natürliche Grenze, wo dieser Appendix begann, kann nicht sicher ausgemacht werden. Darum gründeten die Differenzierungen zwischen Asien und Europa auf kulturellen Setzungen. Erst durch Wiederholung schufen sie geographisches Wissen, das mongolischen oder chinesischen Weltvorstellungen des 13. oder 14. Jhs. ganz fremd gewesen wäre.

Der westgotische Bischof Isidor von Sevilla († 636) nannte in seinen *Etymologien*, dem großen Lehrbuch des lateinischen Mittelalters, eine Linie von den Mäotischen Sümpfen am Asowschen Meer über den Don bis zum Sarmatischen Meer (Ostsee) als Ostgrenze. Lange bildete in den Köpfen der Gelehrten der Don die Grenze. In seiner Beschreibung Asiens und Europas folgte Aeneas Silvius Piccolomini, der als Papst Pius II. hieß († 1464), Isidors Autorität: «Europa und Asien sind durch einen Landrücken verbunden, der sich zwischen den mäotischen Sümpfen und dem sarmatischen Meer bis oberhalb der Quellen des Don hinzieht.»<sup>1</sup>

Über die Grenzen der drei Kontinente wurde immer wieder diskutiert. Der venezianische Mönch Fra Mauro († 1459) beschrieb auf seiner Weltkarte den Nil als Grenze zwischen Asien und Afrika, wollte sich aber bei der Trennung Asiens von Europa nicht recht entscheiden: «Über die Teilung der Erde, das heißt Asien, Afrika und Europa, habe ich unter den Kosmographen und Historikern vielfältigere Meinungen gefunden als ich wohl sagen kann. Die alten Griechen und Römer behaupten, dass [...] der Nil Asien und Afrika trennt und der Tanais [Don] Europa und Asien. [...] Andere, die moderne Meinungen ausdrücken, berücksichtigen, dass die Edill [Wolga], die ins Kaspische Meer mündet, mehr aus dem Norden fließt als der Tanais und sie urteilen, dass jener Fluss eine bessere Grenze zwischen Europa und Asien darstellt. Diese zweite Meinung scheint klarer und überzeugender und erfordert viel weniger das Entwerfen imaginärer Linien als bei den Autoren, die die vorherige Trennung vorschlugen. Ich werde nicht detailliert auf diese Teilung eingehen, aber ich halte es für richtig, die Ansichten jener anzugeben, die der Wahrheit näher kommen.»<sup>2</sup>

Das Land östlich des Dons gehörte, wie in den großen Kartenwerken des Martin Waldseemüller oder Gerhard Mercator (16. Jh.), also nicht zu Europa. Offen bleibt, ob die schiere «Randlage» und damit bloßes Desinteresse oder die Differenzen zwischen der christlich-katholischen und der christlich-orthodoxen Glaubensgemeinschaft dafür verantwortlich waren. Die allmähliche Verschmelzung von Christenheit und Europa kann als Grund durchaus in Rechnung gestellt werden. Im 15. Jh. wurden Polen und Ungarn als «Bollwerke der Christenheit» (*antemurale christianitatis*) nach außen gefeiert. Der 1572 in Nürnberg gedruckte Atlas des Abraham Ortelius zählte Moskowien dann eindeutig zu Europa, während der Ural (*Zona mundi montes*) noch mitten in Asien lag.<sup>3</sup> Erst im 18. Jh. schob man mit der russischen Reichsbildung Europas Grenze bis an den Ural.

Vor dieser russischen Ausbreitung Europas nach Osten stand freilich die Eroberung Konstantinopels durch das osmanische Heer Sultan Mehmeds II. 1453. Lange hielten sich auch in der türkischen Tradition die älteren Namen Konstantinopel oder Byzanz, bevor

im 20. Jh. der Name Istanbul offiziell eingeführt wurde. Über Jahrhunderte hatte das Byzantinische Kaiserreich exklusiv die Nachfolge des römischen Imperiums der Antike bewahrt und Europa mit Asien verklammert. Dieses stolze Selbstbewusstsein überdauerte alle Katastrophen der byzantinischen Geschichte bis in die Mitte des 15. Jhs. und ließ ein Ausspielen Europas gegen Asien überflüssig erscheinen. Erst der Verlust der ehrwürdigen Kaiserstadt am Bosphorus für die Christen beflügelte die Europa-Idee in der lateinischen Christenheit nachhaltig.

Europa endete am Bosphorus, auch wenn die osmanische Herrschaftsbildung seit dem 14. Jh. auf Südosteuropa ausgriff. Der Untergang des byzantinischen Reichs führte freilich zum Verlust des christlichen Vorpostens im Südosten. Das schuf Ängste im lateinischen Europa. Zwar standen sich die Ansprüche des römischen Papsts und des Patriarchen von Konstantinopel auf christliche Rechtgläubigkeit und Vorrang seit 1054 unversöhnlich gegenüber. Zwar scheiterten alle gewaltsamen und friedlichen Versuche zur Überwindung der Kirchenspaltung zwischen West- und Ostkirche, selbst noch im Angesicht des drohenden Untergangs von 1453. Trotzdem erkannte der Westen die Bedrohung durch den osmanischen Islam sofort. So spitzte sich aus politischen wie propagandistischen Gründen die Identifikation der Christenheit mit Europa zu.

Diese Verbindung einer Religion mit einem Kontinent war weder im Neuen Testament noch in der Geschichte des Christentums begründet. Schließlich galt der Missionsauftrag allen Völkern auf Erden. Die Ausbreitung des Christentums hatte in Palästina begonnen, also in Asien, um dann auf Europa und Afrika überzugreifen. Erst der Siegeszug des Islam seit dem 7. Jh. begrenzte die Christenheit hauptsächlich auf Europa, ohne dass christliche Traditionslinien in Asien oder Afrika jemals ganz abgerissen wären. Über Jahrhunderte ergriff die christliche Mission Ostmittel-, Nord- und Osteuropa und erreichte dort einen letzten markanten Erfolg mit der Christianisierung Litauens im 14. Jh.

Trotz aller Selbstzuschreibungen war das spätmittelalterliche Europa aber kein christlicher Kontinent. Mitten unter den Christen

lebten viele jüdische Gemeinden. An den Rändern behauptete oder entfaltete sich der Islam, mit expansiver Kraft auf dem Balkan, aber auch in Osteuropa und im Süden der Iberischen Halbinsel (bis 1492). Dieses Neben-, Gegen- oder Miteinander der drei großen monotheistischen Buchreligionen wird neuerdings als Grundpfeiler europäischer Geschichte immer deutlicher erkannt. Die systematische Einbeziehung des Heidentums als einer Vielgötter-Religion steht freilich noch aus. Die heutzutage fortschreitende Paganisierung weiter Teile des Kontinents könnte dafür aufs Neue das Bewusstsein schärfen. Alle europäischen Völker mussten sich bis ins Spätmittelalter nämlich nicht nur mit der anhaltenden Wirkkraft des Heidentums auseinandersetzen (Pruzen, Litauer), sondern auch die eigene heidnische Vorgeschichte in ihre nationalen Erzählungen einbinden. Die *Grandes Chroniques de France* (13.–15. Jh.), die *Sachsengeschichte* des Widukind von Corvey (10. Jh.) oder die *Taten der Dänen* des Saxo Grammaticus (12. Jh.) verbanden bewusst die heidnische Vergangenheit mit der späteren christlichen Volksgeschichte. Zudem wurden heidnische Philosophie und Politiklehre der Griechen zu besonders wichtigen Impulsen für die spätmittelalterliche Geistesgeschichte. Nichts zeigt das deutlicher als die Integration des Aristoteles ins christliche Lehrprogramm der Hohen Schulen und Universitäten seit dem 12. Jh.

Dem Rückgriff auf eigenes vergangenes Heidentum standen vom 11. bis zum 15. Jh. Erfahrungen mit Ungläubigen in religiös motivierten Glaubenskriegen und in der christlichen Mission gegenüber. Lange hielt sich in der westlichen Chronistik die irriige Vorstellung, die Muslime seien Götzenanbeter. Als scheinbare Anhänger einer Vielgötter-Religion zählte man sie darum zu den Heiden (*pagani*). Nur teilweise setzte sich die Erkenntnis von dem einen Gott der Muslime durch, ohne dass dies zu einer angemessenen Bezeichnung, differenzierter als das bloße Heiden-Etikett, geführt hätte. Den Vorwurf des Heidentums setzten Christen auch gern in inneren Konflikten ein, um unliebsame Gruppen (Katharer, Stedinger Bauern) oder Individuen zu stigmatisieren. Im Ostseeraum erlebte man zudem die Fragilität und Umkehrbarkeit eigener Missionserfolge. Der

Lettenpriester Heinrich († nach 1259) erzählte, wie die neu bekehrten Liven ihre Taufe mit Wasser aus der Düna abwuschen, um so das verhasste christliche Ritual nach Deutschland zurückzuschicken.<sup>4</sup>

Das historische Interesse wendet sich neuerdings von den traditionell als Kernregionen wahrgenommenen Gebieten Europas verstärkt den Grenzgesellschaften zu, die in Austausch, Abgrenzung und Verschränkung mit feindlichen Nachbarn existierten: Kastilien im Südwesten, Serbien im Südosten oder das Land an der Wolga im Osten Europas. Solche «zusammengesetzten», hybriden Kulturen lassen deutlich erkennen, dass ältere Vorstellungen von einer christlichen Einheitskultur Europas revidiert werden müssen. Transkulturalität als das Wissen um beständige Ein- wie Rückflüsse, Überschichtungen und Veränderungen ersetzt das Wissen um fixe Blöcke. Das Modell von Asymmetrien oder Ungleichheiten hilft die europäische Vielfalt besser zu beurteilen, als es ältere Konstruktionen von Hierarchien eines Zentrums und einer Peripherie, von geschichtsmächtigen und randseitigen Räumen, von innovativen und rezipierenden Landschaften taten.

Europa – also kein christliches Land? Wer den Kontinent im ausgehenden Mittelalter von seinen Rändern betrachtet und nicht die kleinen jüdischen Gemeinden übersieht, wird diese Frage durchaus bejahen, auch wenn die große Mehrheit der Menschen in Europa damals christlich getauft war. Eine andere Perspektive bot sich dagegen in den alten Zentren der westlichen Christenheit. Berühmt sind die Worte des Aeneas Silvius Piccolomini. In seinen Antworten auf die Eroberung Konstantinopels im Jahr 1453 schuf er den Begriff der Europäer (*Europaei*) und beschwor die europäische Schicksalsgemeinschaft im katholischen Glauben. In seiner Türkenrede von 1454 stilisierte er Europa zum verbindenden Vaterland, zum eigenen Haus, zum eigenen Sitz.

Diese Worte wollten aufrütteln. Denn nach dem Verlust Konstantinopels für die Christen standen vier von fünf Patriarchatskirchen unter islamischer Herrschaft – Jerusalem, Antiochia, Alexandria, Konstantinopel. Lediglich Rom war dem Christentum noch verblieben. Aus solchen Erfahrungen von Verlust und Bedrohung ver-



warf Piccolomini in seinem Türkenbild die alte fränkische Sage von der gemeinsamen Herkunft der Franken und der Türken. Er leitete die Abstammung der Türken nicht mehr von den Trojanern, sondern von den Skythen her. Diese dezidierte Zurückweisung einer Verwandtschaft der Türken mit den europäischen Völkern ging einher mit deren Ausgrenzung als asiatische Barbaren, «verhurt in allen Sorten der Unzucht».⁷ In diesem neuen Europa-Gedanken verband Piccolomini die Angst vor den fremden Barbaren mit dem Glauben an die eigene Auserwähltheit. Die Verknüpfung Europas mit der Christenheit zielte zunächst pragmatisch auf die Union der lateinischen und der griechischen Kirche. In der Folge wuchs freilich ein Ideologiepotezial, in dem sich das europäische Sendungsbewusstsein ausformte. Am Ende des 16. Jhs. entstand in der Nachfolge des Kartographen Sebastian Münster ein berühmtes Kartenbild, das die Europa als Frauenfigur vom Rest der Welt separierte und als Königin darstellte: *Europa regina*.

Die seit 1453 in der Krise entwickelte Idee von Europa als Hort des wahren Glaubens wie der Kultur begleitete seit dem 16. Jh. die erfolgreiche Expansion europäischer Mächte über die Welt sowie die Differenzierung von Völkern in Zivilisierte und Wilde. Man kann solche Entwicklungslinien nicht zielgerichtet aus dem Mittelalter herleiten. Im Gegenteil: Die Instrumentalisierung einer exklusiven Europa-Idee war damals weder selbstverständlich noch weit verbreitet. Die aufrüttelnden Worte Papst Pius' II. konkurrierten mit nationalen Konzepten innerhalb Europas oder mit der nicht emotionalisierten Einbindung Europas in die Weltgeschichte mit ihren drei bekannten Kontinenten. Als Philippe de Comynes († 1511) die Antagonismen der Mächte darstellte, wollte er nur Europa behandeln, weil er über die beiden anderen Teile – Asien und Afrika (*deux autres pars*) – einfach nicht angemessen informiert wäre.

Typisch war also nicht die nach vorne weisende aggressive Verinselung Europas als christliche Verteidigungsgemeinschaft. Typisch blieb vielmehr seine Integration in die ganze Welt und in die Geschichte aller Völker. Das Paradies wusste man im Osten Asiens. Die Ebstorfer Weltkarte (vermutlich um 1300 entstanden) zeigte es

östlich von Indien. Die christliche Heilsgeschichte – so las man im Neuen Testament wie in den mittelalterlichen Prophezeiungen – fand ihren Ursprung und ihr Ende in Jerusalem. Und die Völker Europas – das lehrten die ethnographischen Schriften – entstanden aus weiten Wanderungen. Sie kamen aus dem asiatischen Troja wie die mythischen Vorväter der antiken Römer, die mittelalterlichen Franzosen oder viele andere Gemeinschaften, und sie kamen aus dem sagenumwobenen Heer Alexanders des Großen oder über das nebelferne Meer aus dem Norden wie die Sachsen (nach Widukind von Corvey) bzw. aus Skandinavien als der Geburtsstätte der Völker (Jordanes).

Rezeption und Weiterentwicklung des antiken Weltwissens boten die Grundlagen für offene Vorstellungen, die vom 7. bis zum 15. Jh. von Europa als einem Teil der Welt entstanden. Eine Reihe von Bausteinen dieses offenen Europabilds lohnt eine nähere Betrachtung: (1) Europa als einer von drei Kontinenten und als Viertel der Erde, (2) Jerusalem als Zentrum der Welt, (3) Einheit der Weltgeschichte, (4) einheitlicher Ursprung und historische Differenzierung der Völker, (5) Wanderungen von Herrschaft, Glauben und Wissen in der Geschichte, (6) Migration als Grundlage aller politischen Gemeinschaften.

Das antike und mittelalterliche Bild der Welt war geschieden in die drei Erdteile Asien, Europa und Afrika. Die Weltkarten ordneten das in der berühmten T-Form. Asien nahm die obere Hälfte des Erdkreises ein, Europa und Afrika jeweils ein unteres Viertel. Jerusalem bildete seit dem 12. Jh. den Mittelpunkt der Welt. Hier hatte die christliche Heilsgeschichte mit der Auferstehung Jesu Christi ihren Ausgang genommen. Und dereinst, so formulierten es eschatologische Schriften des Mittelalters, würde der christliche Endkaiser alle Nichtchristen bekehren oder vernichten, ein irdisches Friedensreich schaffen und schließlich nach Jerusalem ziehen. Dort beginne das ewige Reich Gottes. Diese Deutung aus dem Ganzen blieb entscheidend für die Funktion von Geographie und Heilsgeschichte. Erst seit dem 12. Jh. begann man, den eigenen Kontinent von Ost nach West, von Skythien nach Britannien zu ordnen.



Abb. 1: Mittelalterliche Weltkarte im Druck der Etymologien des Isidor von Sevilla, 1472

Schon die Bibel wusste von der Aufteilung der Welt unter die drei Söhne Noahs – unter Sem, Japhet und Cham. Isidor von Sevilla deutete die Völkertafel neu und lokalisierte Japhet und seine Nachkommen im Land vom Taurus nach Westen hin, in einem Teil Asiens und in ganz Europa bis zum britischen Meer. In biblischer Tradition bildeten sich die drei Völkergruppen auf den drei Kontinenten ab, die zusammen die eine Welt ausmachten. Im 12. Jh. lud man die Geographie sozial- und wertegeschichtlich auf und lehrte, dass das Menschengeschlecht von Anbeginn in drei Ständen existierte, als Freie, als Krieger, als Sklaven. Die Freien stammten von Sem, die Krieger von Japhet, die Sklaven von Cham ab. Die Europäer wussten sich jetzt als Kriegergemeinschaft, neben ihren Brüdern, den freien Asiaten und den versklavten Afrikanern. Solche Deutungsmuster wabern seither durch die Weltgeschichte. Ohne die modernen Konsequenzen zu ahnen, arbeiteten die lateinischen Theologen des Hochmittelalters stolz am Sendungsbewusstsein ihres Krieger-Europas.

Zu diesem integrativen Modell traten im Hochmittelalter Ideen über Europa als Kontinent des größtmöglichen Fortschritts in der Weltgeschichte. Otto von Freising († 1158) lehrte, dass Herrschaft, Wissenschaft und Frömmigkeit von Ost nach West gewandert seien. Europa wurde zum Kulminationspunkt politischer, kultureller und religiöser Entfaltung. Von Babylon ausgehend folgten vier Weltreiche aufeinander, wanderten von Ost nach West bis zum letz-



Abb. 2: Christus hält den Erdkreis mit Jerusalem als Mittelpunkt, 13. Jh., London, British Library, Add. MS 28 681

ten, dem Reich der Römer. Das römische Kaisertum gelangte an die Franken und dann an die Deutschen. Dieses Entwicklungsmodell des 12. Jhs. feierte den Westen als Ziel- und Höhepunkt der Geschichte. Durch die Übernahme der antiken Buchreligion fand das mittelalterliche Europa den Wurzelgrund seines Glau-

bens wie den endzeitlichen Zielpunkt seiner Geschichte im fernen Palästina.

Auch die Herkunftserzählungen der Völker und Nationen wussten von langen Migrationen. Die fränkische Großreichsbildung hatte vom 6. bis zum 8. Jh. das Ende der Antike endgültig besiegelt und Europa verändert. Die Schwerpunkte lagen nicht mehr nur im Mittelmeerraum, sondern in Gallien und Germanien. Zur Etablierung der Franken gehörte die Erfindung einer angemessenen Abstammungslehre. Wie schon die Römer in Vergils Gründungsmythos, der *Aeneis*, sich ihrer Abkunft versicherten, so leiteten seit dem 7. Jh. auch die Franken ihre Herkunft aus Troja ab und rückten damit an Alter und Würde als Brudervolk neben die Römer. Troja verlassend, brachte das Volk angeblich eine lange Wanderzeit hinter sich. Es teilte sich in zwei Gruppen, in die Franken, die nach ihrem König Francio benannt wurden und nach Europa zogen, und in die Türken, die ihren Namen vom König Torcoth empfangen und am Ufer der Donau zurückblieben – Franken und Türken als Brudervölker aus trojanischer Wurzel.

Eine solche Herkunft aus dem asiatischen Troja garantierte damals Rang und Würde. Sie vermittelte aber auch das sichere Wissen, dass die mittelalterliche Ordnung im Zuge von Wanderungen der Völker entstanden war. Schon im 6. Jh. hatte der Geschichtsschreiber Jordanes die Landnahme als Prinzip der europäischen Volksgeschichte beschrieben. «Wie ein Bienenschwarm» seien die Goten aus «dem Schoß der Insel» Skandinavien nach Europa aufgebrochen. Im Norden befände sich die «Produktionsstätte der Völker und der Geburtsort der Nationen». Dieses Wissen um die Volksentstehung in Wanderschaft und Landnahme bewahrten sich auch andere mittelalterliche Völker, Gemeinschaften oder Dynastien.

Ein markantes Beispiel liefert der süddeutsche Verfasser der *Welfengeschichte* im 12. Jh. in seiner Erzählung von der trojanischen Herkunft der Welfen: «Wenn das einem unglaublich erscheint, möge er die Geschichte der Völker lesen, und er wird erfahren, dass fast alle Länder gewaltsam von Fremden erobert und in Besitz genommen worden sind. Dies haben die Trojaner oft getan, nachdem

sie aus ihren Gebieten vertrieben worden waren, ebenso die Goten, die Alanen, die Hunnen, die Wandalen, auch die Langobarden und die übrigen Volksstämme, am meisten aber die aus dem Norden.»<sup>6</sup>

Solche Geschichten stehen in einem bemerkenswerten Spannungsverhältnis zu modernen Ideologien, die eine «Festung Europa» fordern. Die Liebhaber der Abschottung wie der europäischen Besonderheiten sind enttäuscht, wenn sie solchem mittelalterlichen Wissen begegnen. Denn die alten Texte überliefern uns die beständige Dynamik ihrer Welt und ihrer Geschichte: Ganz Europa, seine Länder und seine Kulturen existierten im Mittelalter aus seiner ungeheuren Anziehungskraft und der Bereitschaft zur Aufnahme fremder Völker und Überzeugungen. Historisch erfolgreich waren damals die Fahrenden, nicht die Sitzengebliebenen. Europa entstand im Werden – und es lebte aus Umbruch, Zuwanderung, Eroberung.

So erzählten es jedenfalls die Erinnerungen des Mittelalters. Erst als sich die aufgeklärte Neuzeit von den Mythen der alten Herkunftssagen löste, verwurzelte sie ihre Nationen seit unvordenklicher Zeit in europäischer Erde. Fortan wurde der eigene Kontinent zum Ausgangspunkt und Maß aller Zivilisation. Die Wendezeit zwischen dem globalen und dem partikularen Deuten lag im ausgehenden 15. und im 16. Jh., in jener Zeit, die auch den zukunftsweisenden Europa-Begriff des Aeneas Silvius Piccolomini hervorgebracht hatte. Unter dem Eindruck der Katastrophen im Osten und im Ausgreifen nach Süden und Westen schufen europäische Gelehrte neue Erzählmuster von Einzigartigkeit und Erdverwurzelung.

Stolz setzten sich deutsche Humanisten an der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit von französischen, auf Troja orientierten Herkunftsideen ab. Für Conrad Celtis wurden die Germanen zu Ureinwohnern, immer auf der gleichen Erde lebend, unter gleichem Himmel erzeugt. Über die Lage Deutschlands und seine Lebensart schrieb er um 1500: «Ein unbesiegttes Volk, wohlbekannt in der ganzen Welt, lebt von jeher dort, wo sich die Erde, in ihrer Kugelgestalt gekrümmt, herabneigt zum Nordpol. Geduldig erträgt es Sonnenhitze, Kälte und harte Arbeit; Müßiggang eines trägen Lebens zu erdulden leidet es nicht. Es ist ein Volk von Ureinwohnern,



Abb. 3: Weltkarte in der Weltchronik des Hartmann Schedel, 1493

das seinen Ursprung nicht von einem anderen Geschlecht herleitet, sondern unter seinem eigenen Himmel erzeugt wurde.»<sup>7</sup>

Welch ein Weg von selbstverständlicher mittelalterlicher Fahrgewohnheit zur Erdverwurzelung deutscher Neuzeit war bis zu dieser Position abgeschritten worden! Als man mit dem neu entdeckten vierten Kontinent Amerika das Bild der Welt veränderte, löste man im ausgehenden 16. Jh. Europa aus seiner Kombination mit den anderen Kontinenten heraus und stellte es – vereinzelt nun – im Bild einer Königin vor. Noch in der Frühen Neuzeit behaupteten sich ältere trojanische Traditionen in den genealogischen Konstrukten von Dynastien oder Völkern. Doch die Konkurrenz der Nationen und Reiche löste die alten Herkunftsgeschichten auf. Vollends erlagen sie vom 17. bis zum 19. Jh. dem Spott der aufgeklärten Historiker. Genüßlich enttarnten sie die alten Muster von Welt-, Heils- und Profangeschichte, um die Nation als natürliche

Lebensform der Menschen zu propagieren. Europa erwuchs jetzt zu einem Kontinent der Mächte und Nationen.

Heute setzen sich – nach der Kolonialgeschichte – neue Konzepte von Globalgeschichte mühsam gegen die Deutungshoheit durch, die von der europäischen oder nordamerikanischen Geschichtswissenschaft für das Verständnis der Welt entwickelt wurde. Bei der Revision hilft durchaus ein Blick auf mittelalterliche Europa-Konzepte. Sie gingen noch nicht von Europa als Königin aus, sondern hielten den bescheidenen Ort Europas im Gesamtgefüge der alten Welt aus. Die Sinnstiftungen späterer Europa-Ideen lassen sich aus solchen mittelalterlichen Bescheidenheiten jedenfalls nicht ableiten. Und auch die modernen Abgrenzungswünsche finden keine historischen Wurzeln. Die Menschen in Europa wussten vielmehr, dass alles Wichtige aus Migrationen entstanden war: die Religion, die Kultur, die Völker.

Das Ganze und seine Teile – Europa und seine Reiche. Auch dieses Spannungsgefüge trat schon im Spätmittelalter hervor, blieb aber nur ausnahmsweise auf Europa ausgerichtet. Denn die universalen Ansprüche machten sich an anderen Bezugsgrößen als dem Kontinent fest. Der ohnehin brüchige imperiale Anspruch der römisch-deutschen Könige bezog sich nicht auf Europa, sondern fußte auf den Traditionen des römischen Weltreichs. Dieses Imperium hatte in der Antike noch die Erdteile Europa, Asien und Afrika zusammengebunden. Durch die mittelalterlichen Verwandlungen des Kaisertums blieb die imperiale Herrschaft seit dem 10. Jh. auf das römisch-deutsche Reich nördlich wie südlich der Alpen reduziert. Bis 1453 musste es die Konkurrenz mit dem byzantinischen Kaiserreich aushalten, das bei allem Selbstbewusstsein schließlich nur noch über kleine Flächen rund um den Bosphorus und in Griechenland gebot.

Auch das Selbstbewusstsein des Papsttums beschränkte sich niemals auf Europa. In der Nachfolge des Apostelfürsten Petrus wurde die Amts- und Lehrautorität auf die gesamte Christenheit und wegen des Missionsauftrags auf die ganze Welt bezogen. Seit dem 11./12. Jh. gelang die Durchsetzung einer auf das römische Papsttum ausgerichteten Hierarchie in der lateinischen Kirche. Faktisch



war diese indes auf Teile Europas begrenzt, auf West-, Nord-, Ostmittel-, Mittel- und Teile Südeuropas.

Vom Prinzip her durften sich diese universalen Geltungsansprüche also gar nicht auf einen Kontinent konzentrieren. Das erklärt auch, warum das Wort Europa im Spätmittelalter so wenig politisch benutzt wurde. Es passte einfach in keine wesentliche Theorie, denn es gab weder Trägergruppen noch Institutionen, die Europa benötigt hätten. Weitaus populärer waren integrierende Konzepte wie Christenheit oder Imperium. Europa existierte dagegen nicht als Einheit, sondern aus der Pluralität seiner Teile. 1288 nannte der Kölner Domherr Alexander von Roes vier europäische Hauptreiche, die ihren Nachbarn keineswegs die Eigenständigkeit bestritten: «In Europa gibt es vier Hauptreiche, nämlich das Reich der Griechen im Osten und das Königreich der Spanier im Westen, das Römerreich im Süden und das Frankenreich im Norden, während die anderen Reiche in ihrer Hoheit (*sublimitas*) verbleiben. Unter diesen vier Hauptreichen sind zwei besonders wichtig, nämlich das Römer- und das Frankenreich.»<sup>8</sup>

Die christliche Glaubensgemeinschaft identifizierte Alexander mit der in Europa beheimateten römischen Kirche. In Analogie zur göttlichen Dreifaltigkeit entwarf er drei Hauptländer der Christenheit mit differenzierten Verantwortlichkeiten: «Aus diesen Darlegungen ergibt sich, dass das Christentum, das heißt die Römische Kirche, der höchste Inbegriff der Menschheit ist, und deshalb ist an seinen Wandlungen am ersten der Zeitwandel abzulesen. Nun hat die Gemeinschaft der römischen Kirche ihren Sitz in Europa, vor allem aber im Römer- und Frankenreich. Diese Reiche gliedern sich in drei Teile, nämlich Italien, Deutschland und Frankreich. Denn der dreieinige Gott, Vater, Sohn und Heiliger Geist, hat es so gewollt, dass das Papsttum, das Kaisertum und das Studium die eine Kirche bilden. Da also der Glaube Christi von diesen drei Gewalten verwaltet wird, dem Papsttum, dem Kaisertum und dem Studium, und da das Papsttum diesen Glauben in Italien erhält, das Kaisertum ihn in Deutschland zu erhalten gebietet und das Studium ihn in Frankreich zu erhalten lehrt, so ist es offenbar, dass

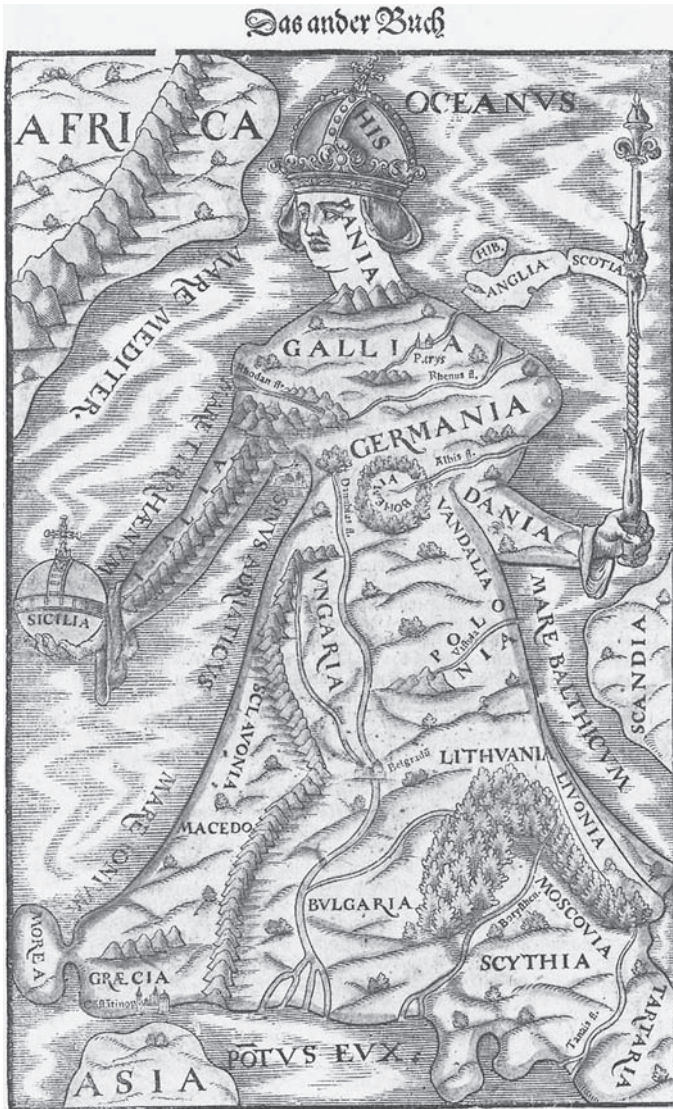


Abb. 4: Europa als Königin im Neudruck der *Cosmographia* des Sebastian Münster, 1588

auf diesen drei Hauptländern die christliche Glaubensgemeinschaft beruht.»<sup>9</sup>

In der politischen Begrifflichkeit des späteren Mittelalters treten uns viele «Vaterländer» in Europa gegenüber – kleine und große. Man konnte das Wort *patria* auf den Ort der Geburt, auf die heimatliche Region, auf das eigene Königreich beziehen. Auch Aeneas Silvius Piccolomini kannte diese Vielfalt. Er benannte Siena als seine *patria*, aber auch Deutschland. Und natürlich wusste er, dass das himmlische Vaterland die wahre Heimat des Christen ist. Nur einmal hingegen wurde ihm Europa zur *patria*. Das wies schon die Wege in die Neuzeit, denn bisher hatte Europa weder emotionale Identifikation noch politische Instrumentalisierung geboten.

Im Mittelalter blieb Europa also ein vielfältig einsetzbarer Begriff für diejenigen, die ihn gebrauchen konnten. In der griechisch-römischen Antike entstanden, aber als Name einer phönizischen Prinzessin noch formlos geblieben, war er ins Schulwissen des Mittelalters eingegangen. So war das Wort gut verfügbar und für die Beschreibung von Welt und Geschichte zu benutzen. Wer das späte Mittelalter aus der Perspektive des 21. Jhs. betrachtet, muss vor allem die einstigen Andersartigkeiten im Umgang mit Europa aushalten. Das Wort machte damals keine Geschichte.

[...]